

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-24535-0

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Erster Teil

Es war nichts Ungewöhnliches, was im Morgengrauen des 19. Oktober 1941 in der Liebigstraße im Frankfurter Westend geschah. Dergleichen passierte im Herbst dieses Jahres in vielen deutschen Städten und Dörfern. Und doch war es ein Ereignis, welches das Leben des zwölfjährigen Georg in wenigen Minuten von Grund auf veränderte.

Am Abend zuvor hatte ihm seine Mutter überraschend mitgeteilt, dass er die Nacht bei dem befreundeten Ehepaar im Haus gegenüber verbringen werde, weil sie und der Vater am nächsten Morgen frühzeitig zu einem Verwandtenbesuch aufbrechen würden. Georg hatte seine Waschtasche und einen Schlafanzug eingepackt, dann war er in sein Zimmer gegangen, um zu lesen. Kurz vor Mitternacht klopfte es an seiner Tür. Als er sich von seinen Eltern verabschiedete, bemerkte er, dass sowohl Vater als auch Mutter unruhig wirkten und ihn länger als sonst in die Arme schlossen. Weil er wusste, dass sie ihm nicht die Wahrheit sagen würden, stellte der Junge keine Fragen. Sein Vater öffnete die Tür zur Straße, warf einen Blick auf die umliegenden Häuser, dann gab er seinem Sohn ein Zeichen. Georg überquerte die Fahrbahn und schaute sich nicht mehr um.

Geweckt wurde er von dem Lärm, der mit einem Mal von der Straße heraufdrang. Einen Moment lang wusste er nicht, wo er sich befand. Er tastete wie gewohnt nach dem Schalter der Nachttischlampe, aber seine Hand griff ins Leere. Georg strich mit den Fingerspitzen über die Bettdecke und merkte, dass es nicht seine eigene war. Dann öffnete er die Lider und versuchte, seine Augen an die Dunkelheit zu gewöhnen. Als er die Umrisse der großen Standuhr erkannte, begann er sich zu erin-

nern. Er stieg aus dem Bett, ging zum Fenster, schob die Vorhänge ein wenig beiseite und sah hinunter auf die noch dunkle Straße. Zwei Autos – eine Limousine und ein kleiner Lieferwagen – standen mit eingeschalteten Scheinwerfern und geöffneten Türen vor dem Haus, in dem Georg und seine Eltern lebten. Sämtliche Fenster der Wohnung waren erleuchtet. Rechts und links neben dem Eingang konnte man zwei uniformierte Männer erkennen. Beide hatten Gewehre in der Hand.

Zuerst verließ seine Mutter das Haus. Sie hatte ein Kopftuch umgebunden und trug zwei schwere Taschen. Ein Mann ging dicht neben ihr her, packte sie schließlich am Oberarm und drängte sie auf die Ladefläche des Lieferwagens.

Dann kam sein Vater, gefolgt von einem kleinen Mann, der mit Hut und Mantel bekleidet war. Beide standen im hellen Rechteck der Eingangstür. Georg sah, wie sein Vater sich umdrehte und ins Haus zeigte. Der kleine Mann schüttelte den Kopf. Er nahm einem der Uniformierten das Gewehr ab, packte es am Lauf, holte aus und versetzte Georgs Vater mit dem Kolben einen Stoß in den Rücken. Georg öffnete den Mund, aber er schrie nicht. Er sah, wie sein Vater ins Taumeln geriet und vornüber auf die Straße fiel. Er sah, wie der kleine Mann das Gewehr zurückgab und dem Uniformierten zunickte. Dann merkte der Junge, dass seine nackten Füße in einer Pfütze standen. Er hatte alles richtig gemacht. Er hatte gewusst, dass er nicht schreien durfte. Aber sein Wasser hatte er nicht halten können.

Die nächsten vierundsechzig Jahre seines Lebens würde Georg bemüht sein, mit dieser Nacht auch seine Eltern zu vergessen.

Eins

Als Monsieur Hofmann an diesem Morgen versuchte, ein Stück von dem großen luftgetrockneten Schinken abzuschneiden, das er für Mademoiselle Blanche mitnehmen wollte, rutschte die Klinge ab und fuhr ihm geradewegs in die Hand. Reglos sah er zu, wie sich das Blut in seiner Handfläche sammelte und auf die Tischplatte tropfte. Er griff nach einem sauberen Geschirrtuch und wickelte es um die Wunde. Dann ging er ins Badezimmer, setzte sich auf den Rand der Wanne und wartete einen Moment. Schließlich nahm er ein großes Pflaster aus dem Spiegelschrank und klebte es zwischen Daumen und Zeigefinger der linken Hand. Ein kleines Missgeschick, mehr nicht. Als die Spuren des Unfalls beseitigt waren, hatte er diesen auch schon fast wieder vergessen.

Kaum eine Zeit im Jahr mochte Monsieur Hofmann lieber als den zu Ende gehenden Mai und den beginnenden Juni. Endlich konnte man sicher sein, dass die kalten Tage vorüber waren und der Winter keine unverhoffte Kehrtwende mehr machen würde. Der Himmel über Paris war so blau, wie er nur vermochte, das Grün der Bäume war noch frisch, und die kühlen Winde, die vom Kanal herüberwehten, machten das Atmen leicht. Mit einem Satz: Das Wetter war so gemäßigt, wie es einem Mann seines Alters guttat.

Heute war Sonntag, der 29. Mai des Jahres 2005. Monsieur Hofmann war aufgeregt und guter Dinge. Am Abend würde er zum ersten Mal in einem Fernsehstudio sitzen und Auskunft über sich geben. Noch wusste er nicht, welche Folgen dieser Tag für ihn haben sollte. Dennoch hatte ihn eine kleine Unruhe erfasst, die er sowohl mochte, als auch zu unterdrücken suchte.

Er war noch ein halbes Stündchen früher aufgestanden als sonst, hatte die grünen Fensterläden geöffnet

und einen ersten Blick über die Dächer der Stadt und über den Père Lachaise geworfen, wo die hellen Steine der Grabmale in der Sonne leuchteten. Er war in die Küche gegangen, hatte den Kessel mit Wasser gefüllt und auf den Herd gestellt. Als er sich rasiert und die Zähne geputzt hatte, hatte er den Kopf gehoben und gelauscht. Für einen Moment hatte er befürchtet, zum ersten Mal vergessen zu haben, den Herd einzuschalten, aber dann hatte ihm das Pfeifen des Kessels signalisiert, dass er noch Herr seiner Sinne war und das Wasser zur gewohnten Zeit heiß.

Die erste Tasse Kaffee hatte er im Stehen getrunken, dann war er zurück ins Bad gegangen, um eine Dusche zu nehmen. Er war stolz darauf, dass man ihn schon immer als reinlich bezeichnet hatte, und versuchte, diesem Ruf auch im Alter gerecht zu werden. Seine Hosen waren stets frisch gewaschen, seine Hemden gebügelt und die Schuhe geputzt. Umso mehr ärgerte er sich nun, als er entdeckte, dass ein wenig von dem Blut auf seine Hose getropft war, sodass er sich noch einmal umkleiden musste.

Schließlich setzte er seinen Strohhut auf, zog die Wohnungstür hinter sich ins Schloss, stieg die vier Stockwerke hinab und betrat eine Minute später die Place Nadaud, an der er seit über dreißig Jahren wohnte.

Wie nahezu jeden Morgen begann er seinen Gang durchs Viertel mit einem Besuch im *Journal*, einer Bar gegenüber der Metro-Station. Als er sah, dass Sandrine die Morgenschicht hatte, lächelte er und nickte ihr zu. Wie immer nahm er die neueste Ausgabe von *Le Monde* vom Haken, bestellte eine Tartine und einen Milchkaffee und war bereits in die Lektüre vertieft, noch bevor ihm Sandrine das Gewünschte gebracht hatte. Im Fernseher, der unter der Decke befestigt war, lief die Wiederholung ei-

nes Fußballspiels vom Vorabend, aber keiner der wenigen Gäste, die sich im *Journal* befanden, schaute hin. Als er sein Frühstück beendet hatte, legte Monsieur Hofmann die Zeche und ein Trinkgeld, das er bereits abgezählt hatte, auf den kleinen Plastikteller, grüßte noch einmal und machte sich auf den Weg.

Er lief die schattige Avenue Gambetta hinab und bog an deren unterem Ende ab in den breiten Boulevard de Ménilmontant. Vor ihm ging eine junge Frau mit dunkler Haut. Sie trug ein blaues Kostüm mit weißen Punkten. Sie hielt die Hand eines kleinen schwarzen Mädchens, das sich gelegentlich zu Monsieur Hofmann umwandte. Er lächelte der Kleinen zu, aber ihr Gesicht zeigte nur ungerührte Neugier. Der Alte warf einen kurzen Blick auf die Beine der Mutter, dann dachte er an den Tod.

Er dachte an seine Beerdigung und an die Freunde und Bekannten, die an seinem Grab stehen würden. Er hoffte, dass es an diesem Tag nicht regnen würde und sich niemand beeilen musste, nach Hause zu kommen. Die Sonne sollte scheinen, aber es sollte auch einen Baum geben, unter dem man im Schatten zusammenrücken konnte. Nachher sollte man gemessenen Schrittes den Friedhof verlassen und irgendwo noch gemeinsam etwas trinken, um ein paar Erinnerungen an den Verstorbenen auszutauschen. Man sollte den Tag seiner Beerdigung als einen schönen Tag im Gedächtnis behalten. So wünschte es sich Monsieur Hofmann.

Ein paar Menschen würden um ihn trauern, aber man würde dem Viertel nicht anmerken, dass gerade jemand gestorben war, der hier seit Jahrzehnten gelebt hatte. Am nächsten Morgen würden die Händler wieder ihre Marktstände aufbauen, die Pizzaboten würden mit ihren roten mopeds durch die Straßen flitzen, die Afrikaner von der Straßenreinigung würden mit ihren Besen die Bürgersteige fegen und die Restaurantbesitzer ihre

Stühle auf die Straße stellen. Alles würde so weitergehen wie bisher.

Beunruhigte ihn dieser Gedanke? Ja und nein. Monsieur Hofmann war davon überzeugt, dass nur derjenige das Leben zu schätzen wusste, der sich seiner Endlichkeit bewusst war. Wenn man jung war, musste man gelegentlich an den Tod denken, um vor lauter Übermut nicht einfältig zu werden. Wenn man alt war, musste man an ihn denken, um seine Tage zu genießen und nicht griesgrämig zu werden. Dennoch bedauerte er manchmal, nicht an das ewige Leben zu glauben. Obwohl es hier im Quartier wahrscheinlich mehr Gotteshäuser, mehr Kirchen, Synagogen, Moscheen und Tempel als irgendwo sonst in der Stadt gab, gehörte er keiner Religionsgemeinschaft an und glaubte weder an die Wiederauferstehung des Leibes noch der Seele. Er glaubte, dass man nur wenige Spuren hinterließ und dass auch diese Spuren rasch verblassten. Monsieur Hofmann war fünfundsiebzig Jahre alt, erfreute sich guter Gesundheit und hoffte, noch lange zu leben. Dennoch gab es einen Wunsch, der größer war als dieser. Was auch geschehen würde, er wollte vor seiner Freundin Mademoiselle Blanche sterben.

Er verließ sein Viertel nur noch selten, machte aber einmal im Jahr, immer um Ostern herum, eine Rundreise über die Friedhöfe der Stadt, um die Gräber jener Frauen und Männer zu besuchen, die ihm in den vergangenen Jahrzehnten nahegestanden hatten. Die meisten von ihnen waren Kellner und Tänzerinnen gewesen. Monsieur Hofmann hatte bis vor wenigen Jahren ein kleines Revuetheater am Fuße des Montmartre betrieben, und so war es nur natürlich, dass sich sein Bekanntenkreis aus Menschen zusammensetzte, die in derselben Branche arbeiteten wie er selbst.

Mademoiselle Blanche war eines der ersten Mädchen gewesen, das damals bei ihm angefangen hatte. Sie kamen aus allen möglichen Gegenden des Landes nach Paris, manche auch aus Belgien, aus Deutschland oder aus den Kolonien, und träumten davon, ihr Glück in einer der bekannten Ballettkompanien von Paris zu machen. Schließlich mussten die meisten von ihnen einsehen, dass sie dazu nicht begabt genug waren, und so verdingten sie sich in einem der zahllosen Varietés, wo sie Abend für Abend vor einem vorwiegend männlichen Publikum tanzten und sich auszogen. Madeleine war nicht mal zwei Wochen bei ihm gewesen, als sie bereits das erste Mal in sein Bett gekrochen war. Sie hatte leuchtende, dunkle Augen und eine Haut von der Farbe einer hellen Esskastanie. Vor allem aber war sie nicht so dünn wie die anderen Tänzerinnen gewesen, und genau das hatte ihm gefallen. «Ich schlafe mit dir, weil ich dich mag», hatte sie gesagt, «und wenn ich dich irgendwann einmal nicht mehr mag, wird damit Schluss sein. Du wirst andere Frauen haben, ich will es nicht wissen. Aber wenn du irgendwann gehen willst, möchte ich die Erste sein, die es erfährt.» Sie hatte recht gehabt. Er hatte mit anderen Frauen geschlafen und sie mit anderen Männern. Auseinandergegangen waren sie nie, auch wenn jeder, bis heute, seine eigene Wohnung behalten hatte. Irgendwann hatten sie wohl auch angefangen, einander zu lieben. Aber sie hatten den Zeitpunkt versäumt, es sich gegenseitig einzugestehen. Sie hatten sich vom ersten Tag an geduzt, dennoch hatte sie darauf bestanden, dass er sie, wie alle anderen es ebenfalls tun mussten, Mademoiselle Blanche nannte. So kam es, dass sie bald auch in seinen Gedanken nur noch diesen Namen trug. Sie hingegen nannte ihn Georges.

Kurz bevor er die Kreuzung an der Metro-Station «Belleville» erreicht hatte, blieb Monsieur Hofmann un-

ter dem Schatten einer Kastanie stehen. Seine Freundin saß bereits auf einem der Stühle vor dem Café *La Veilleuse*, wo sie sich seit vielen Jahren jeden Vormittag trafen. Vor ihr auf dem runden Tisch standen eine Tasse Espresso und ein Glas Wasser. Er wusste, dass Mademoiselle Blanche ihn längst gesehen hatte, aber, weil es zu ihrem täglichen Ritual gehörte, so tat, als habe sie ihn noch nicht bemerkt. Erst als er näher kam, schloss sie die Augen und wartete, dass er sie auf beide Wangen küsste. Dann sah sie ihn lächelnd an und sagte: «Das ist das Schönste, was ich habe, mein kleiner Georges, wenn ich dich nicht hätte ...»

Und auf diese Worte freute er sich, seit er am Morgen aufgewacht war.

«Was ist mit deiner Hand?»

«Nichts. Ein Missgeschick. Ich habe mich geschnitten.»

«Wie fühlst du dich heute?», fragte sie.

«Gut», antwortete er. Und nach einem kurzen Zögern: «Offen gesagt bin ich ein wenig nervös.»

«Wegen deiner Kleinen?»

«Was meinst du?»

«Was meinst du, was meinst du», öffnete sie ihn nach. «Du weißt genau, was ich meine. Deine Journalistin meine ich.»

Er wusste, dass Mademoiselle Blanche ihre Verärgerung nur spielte. Aber es gefiel ihm, dass sie tat, als sei sie eifersüchtig.

«Wirst du reden?», fragte sie.

«Ich weiß nicht», sagte er, «vielleicht ja, vielleicht auch nicht.»

«Du kennst meine Meinung», sagte sie.

«Ja», erwiderte er, «ich kenne deine Meinung.»

«Und was ist in deiner Tüte?»

«Ein Stück Schinken. Für dich.»

«Ah, mein kleiner Georges, du bist so gut zu mir. Wenn ich dich nicht hätte ...»

«Was dann?»

«Dann hätte ich wohl einen anderen.»

Zwei

Etwa zur selben Zeit stand im Osten von Paris eine junge Frau am gekippten Schlafzimmerfenster einer riesigen Altbauwohnung und schaute hinaus auf die Avenue Raphael und den kleinen Park, wo die Kindermädchen auf den Bänken saßen, miteinander plauderten und gelegentlich ihre Zöglinge ermahnten. Valerie war siebenundzwanzig Jahre alt, unverheiratet, kinderlos und arbeitete für den Fernsehsender *arte*. Sie sah das Karussell mit den Pferden und Schwänen, das sich in der Morgensonne drehte, sah den Puppenspieler, der gerade seine hölzerne Kulisse aufbaute, und die beiden alten Damen, die ein Taxi herbeizuwinken versuchten.

Dann wandte sie sich um und warf einen raschen Blick ins Zimmer, wo Victor noch immer unter seiner Decke lag und schlief.

Valerie spürte, wie sich ihre Haut kräuselte, als die Gardine ihre nackten Beine streifte. Sie sah, wie eine große Limousine am Rand des Parks anhielt, ein uniformierter Chauffeur ausstieg und zwei Kindern die Tür öffnete. Und mit einem Mal fühlte sie sich so fremd, wie sie sich nie zuvor gefühlt hatte. Es war nicht ihr Viertel, auf das sie schaute; es war nicht ihr Bett, in dem sie aufgewacht war; und es war nicht ihr Mann, mit dem sie hier die Nacht verbracht hatte. Sie dachte kurz nach, dann fasste sie einen Entschluss.

«Ich gehe», sagte sie.

Und weil Victor nicht reagierte, wiederholte sie ihre Worte noch einmal lauter: «Ich gehe, hast du gehört?»

Unwillig drehte sich der schlafende Victor auf die andere Seite und verkroch sich noch tiefer unter seine Decke.

«Hör mir zu, Idiot. Ich habe gesagt: Ich gehe.»

Ohne sie anzusehen, streckte er seinen Arm nach ihr aus: «Komm», murmelte er. «Komm zurück ins Bett. Wir haben noch Zeit.»

Sie raffte ihre Sachen zusammen, die sie am Vorabend neben dem Bett hatte fallen lassen, ging ins Badezimmer, zog sich an, nahm ihre Handtasche von der Garderobe und schlug die Wohnungstür hinter sich ins Schloss. Barfuß lief sie die breiten Marmortreppen der drei Stockwerke hinab. Erst als sie im Erdgeschoss angelangt war, zog sie ihre Schuhe an. Neugierig äugte der Concierge aus seiner Loge.

«Bonjour, mein Herr», sagte Valerie und lächelte dem Pförtner zu.

Der Mann nickte stumm.

«Wir kennen uns nicht», fuhr sie fort. «Als ich mich gestern Abend gemeinsam mit Monsieur Foret an Ihnen vorbeischlich, waren Sie wohl gerade ein wenig eingeknickt ... Nein, nein, niemand macht Ihnen einen Vorwurf. Aber tun Sie mir doch einen Gefallen. Bestellen Sie bitte Madame, wenn sie heute Nachmittag von ihrer Reise zurückkommt, einen schönen Gruß. Unbekannterweise. Sagen Sie ihr, ich hätte in ihrem Bett ganz miserabel geschlafen, und ... dass es gewiss nicht wieder vorkommt.»

Der Concierge schaute sie unverwandt an. Sie zwinkerte ihm zu, wünschte ihm einen schönen Tag und verließ das Haus. Beflügelt von ihrem eigenen Mut, lief sie, ohne sich umzuschauen, auf die Fahrbahn. Jemand hupte, sie hörte das Kreischen von Bremsen, dann starrte sie durch die Windschutzscheibe den fluchenden Fahrer an, dessen Wagen nur wenige Zentimeter vor ihr zum Stehen gekommen war. Als sie die andere Straßenseite erreicht hatte und auf dem Bürgersteig stand, zitterte sie. Valerie ging in den Park und setzte sich auf eine freie Bank. Sie kramte in ihrer Tasche nach Zigaretten, musste aber feststellen, dass sie die Packung auf Sandrine

Forets Nachttisch hatte liegen lassen. Valerie ließ ihre Hände auf die Knie sinken, starrte minutenlang auf den Boden, dann begann sie zu weinen.

Vor zwei Jahren, sie hatte gerade ihr Studium beendet und begonnen, für ein paar kleine Zeitungen zu schreiben, hatte sie zum ersten Mal eines von Victors Konzerten besucht. Den Bleistift in der Hand, den Block auf den Knien, hatte sie in der ersten Reihe gesessen und ihn unverwandt angestarrt. Obwohl seit seiner Kindheit im Geschäft, galt er noch immer als hoffnungsvoller Nachwuchspianist. Damals war kaum ein Artikel über ihn erschienen, in dem nicht von seinem «jungenhaften Charme» und dem «gewinnenden Lächeln» die Rede war, auch wenn längst neue Wunderkinder die Bühne betreten hatten. Dass die Kritiker ihn noch immer ausnehmend freundlich behandelten, lag wohl nicht zuletzt an Sandrine, deren Ruf als Musikwissenschaftlerin ihren Mann vor den Härten der Branche schützte.

Valerie war an diesem Abend nach Hause gefahren und hatte unentwegt an ihn gedacht. Sie hatte die halbe Nacht im Bett gelegen und seinen Namen geflüstert. Dann war sie aufgestanden und hatte eine Kritik über sein Konzert geschrieben, die so witzig, so treffend formuliert, aber zugleich auch von einer so verletzenden Schärfe war, dass der Redakteur ihr am nächsten Morgen zwar gratulierte, zugleich aber darauf bestand, den Text vor der Veröffentlichung vom Justiziar des Blattes absegnen zu lassen.

Zwei Tage später war der Artikel erschienen: Wort für Wort so, wie sie ihn geschrieben hatte. Schon als sie am späten Vormittag beim Frühstück saß, klingelte immer wieder das Telefon. Niemand aus dem Kreis ihrer Freunde und Bekannten, der sie nicht zu dem gelungenen Coup beglückwünschen wollte. Endlich war das Denkmal vom Sockel gestoßen, endlich hatte sich mal je-

mand nicht von Forets Charme übertölpeln lassen, endlich war mal jemand nicht vor dem Ruf und Einfluss seiner Frau in die Knie gegangen.

Gegen Mittag, Valerie hatte gerade geduscht, läutete es an der Tür. Sie ging in die Diele, drückte auf den Öffner, dann lief sie zurück, um sich rasch einen Bademantel überzuziehen. Als sie wieder in den Flur kam, stand er vor ihr: Victor Foret – mit einem großen Blumenstrauß in der Hand. Er schaute sie lange an, dann lächelte er: «Ja, das habe ich mir gedacht. Ich habe mir gedacht, dass Sie die Frau sind, die diesen Artikel geschrieben hat. Sie haben links in der ersten Reihe gesessen, nicht wahr? Sie haben mich angehimmelt wie eine Vierzehnjährige. Ich wusste nicht, dass Sie Journalistin sind, aber ich habe mir gedacht, dass wir uns wiedersehen würden. So oder so.»

Zwei Minuten später lag ihr Bademantel auf dem Boden und sie mit Victor im Bett. «Wie hast du mich überhaupt gefunden?», fragte sie, als er sich Stunden später von ihr verabschiedete. «Wer solche Texte schreibt», sagte er, «sollte entweder ein Pseudonym benutzen oder nicht im Telefonbuch stehen.»

Victor ließ nicht locker. Zweimal täglich rief er an. Sie legte auf. Immer wieder lud er sie zum Essen ein, sie lehnte ab. Acht Wochen lang versuchte sie, sich dagegen zu wehren, dann gab sie auf. Sie war die Geliebte eines verheirateten Mannes. Sie liebte Victor Foret, wie sie keinen Menschen zuvor geliebt hatte. Mehrmals in der Woche trafen sie sich – immer tagsüber, immer heimlich. Mal bei ihr, mal in einem Hotel, mal in der leerstehenden Wohnung von Freunden. Sie spielten ihr Spiel. Ein Spiel, das beiden gefiel. Die Heimlichkeit erhöhte den Reiz, und jede Trennung machte die beiden umso begieriger auf das nächste Wiedersehen.

«Was hältst du davon, wenn ich mich scheiden lasse?», fragte er irgendwann.

«Nichts», sagte sie.

«Warum nicht?»

«Weil dann Schluss ist mit uns.»

«Also liebst du mich nicht.»

«Doch.»

«Aber?»

«Nichts aber. Wie es ist, ist es schön.»

Je mehr sie sich zierte, desto öfter sprach er davon. Schließlich tappte sie in die Falle. Schließlich sagte sie ja. Ja, lass dich scheiden. Ja, ich will deine Frau werden. Ich will es, wie ich nichts sonst auf der Welt will.

Es war der Anfang vom Ende. Nun war er es, der immer neue Gründe fand, seine Scheidung hinauszuzögern. Gründe, die Valerie zunächst plausibel erschienen, die sie bald aber als Ausreden durchschaute. Sie bekam Angst, dass er ihr entgleiten würde. Sie bedrängte ihn, sich häufiger zu treffen, endlich mal ein ganzes Wochenende oder wenigstens eine Nacht miteinander zu verbringen. Sie sprach davon, eine gemeinsame Wohnung zu nehmen. Und dass sie Kinder von ihm haben wolle. Sie beging jeden Fehler, den man begehen konnte. Sie machte sich klein und versuchte, ihm selbst jene Wünsche zu erfüllen, die er nie geäußert hatte. Dann wieder entzog sie sich für Tage, nahm das Telefon nicht ab und öffnete nicht die Tür. Sie zog alle Register. Schließlich drohte sie ihm sogar, seiner Frau die Wahrheit zu sagen.

Dann trennte sie sich von ihm.

Und lag schon eine Woche später wieder mit ihm im Bett. So ging es weiter. Sie drehten sich im Kreis. Jeder neuen Trennung folgte eine neue Versöhnung. Zunächst nahmen ihre Freundinnen Anteil, trösteten sie, gaben Ratschläge. Bald aber winkten sie nur noch ab, reagierten gelangweilt auf die immer selben Geschichten. Und

schließlich gab es keine mehr, die nicht auf Victor Foret schimpfte, den Monsieur Arsch, von dem sie, Valerie, sich wie eine dumme Gans behandeln lasse, und, wenn man recht bedenke, sich von Anfang an habe behandeln lassen. Valerie weinte. Und versprach, dass es diesmal endgültig sei. Schluss, aus, perdu. Jetzt habe man ihr die Augen geöffnet. Jetzt gebe es kein Zurück mehr. Adieu, Monsieur Arsch!

Aber sobald der Wind sich wieder gedreht hatte, kam ihr die Kritik aus dem Freundeskreis wie Verrat vor. Ein Verrat an ihr und an ihrem Geliebten. Nun verbat sie sich die Einmischungen, bestand darauf, ihr Leben so zu leben, wie sie es für richtig hielt, und wies jeden Einwand gegen die Art ihrer Beziehung ein für alle Mal zurück. So hatte es nicht ausbleiben können, dass die Zahl ihrer Freundinnen im Verlauf des letzten Jahres von Monat zu Monat kleiner geworden war. Inzwischen gab es keine mehr, die den Namen noch verdient hätte.

Valerie saß auf der Bank in dem kleinen Park an der Avenue Raphael und achtete nicht auf die neugierigen Blicke der Kinder. Sie weinte. Aber noch im Weinen begann sie den Grund dafür bereits zu vergessen. Sie schluchzte ein letztes Mal, dann stand sie auf, warf ihr Taschentuch in einen Abfalleimer und machte sich auf den Weg.

Am frühen Abend desselben Tages stand Monsieur Hofmann vor seinem Haus an der Place Nadaud und versuchte, ein freies Taxi heranzuwinken. Obwohl er wusste, dass es viel Geld kosten und dass er sein Ziel mit der Metro gewiss schneller erreichen würde, freute er sich über den Luxus, sich einmal quer durch Paris chauffieren lassen zu dürfen - vom Nordosten bis ganz in den Südwesten nach Issy, wo der Fernsehsender *arte* seinen Sitz hatte.

Vor zwei Wochen hatte sich die junge Journalistin bei ihm gemeldet und gefragt, ob sie einen kleinen Film über ihn drehen dürfe und ob er darüber hinaus bereit sei, für ein Live-Interview ins Studio zu kommen. «Warum ich?», hatte er gefragt. «An mir ist nichts Besonderes.» Genau darum gehe es, hatte Valerie geantwortet, die Sendung heiße «Nachbarn wie du und ich», man zeige Menschen in ihrem Viertel, ihr ganz normales Leben, ihren Alltag, ihre Freuden und Sorgen. Außerdem müsse sie widersprechen, denn sie habe die Erfahrung gemacht, dass an jedem Menschen etwas Besonderes zu entdecken sei, war man nur bereit, genau hinzuschauen. «Ja», hatte er zögernd gesagt, «vielleicht haben Sie recht.» Ein Honorar gebe es im Übrigen auch, nicht gerade üppig, aber groß genug – und nun hatte sie gelacht –, dass er sie davon zum Essen einladen könne.

Misstrauisch musterte der Taxifahrer seinen Fahrgast, so, als wolle er sich überzeugen, ob Monsieur Hofmann auch wirklich in der Lage sei, eine so lange Reise zu bezahlen. Schließlich ließ er ihn einsteigen. Weil die Ringautobahn wie immer um diese Zeit verstopft war, nahmen sie den Weg durch die Stadt. Sie fuhren über die Place de la Bastille, überquerten wenig später die Seine, ließen den Gare d'Austerlitz links liegen, kamen durch Montparnasse und waren nach fast einer Stunde an der Stadtgrenze angelangt. Noch einmal zwanzig Minuten später hatten sie die Rue Marceau in Issy und damit ihr Ziel erreicht. Monsieur Hofmann bezahlte den Fahrpreis, ließ sich eine Quittung geben und stieg aus. Dann betrat er das Gebäude und meldete sich beim Pförtner.

Kurz darauf kam Valerie bereits durch die Eingangshalle auf ihn zugestürmt. «Los, los. Wir müssen uns beeilen. Unser Beitrag läuft schon.»

Sie führte ihn in die Maske, wo man ihn vor einen großen Spiegel setzte, ihm einen Frisierumhang umband,

die Augenbrauen ein wenig zupfte, sein Gesicht puderte und ihm mit einem Kamm noch rasch durch die Haare fuhr.

Als sie das Studio betraten, war Monsieur Hofmann erstaunt über die zahlreichen Menschen, die sich dort aufhielten. Es wurde fast ebenso viel deutsch wie französisch gesprochen, und alle konnten scheinbar mühelos von der einen in die andere Sprache wechseln. Obwohl Valerie drängte, ging Monsieur Hofmann reihum und begrüßte, wie er es gelernt hatte, ohne Unterschied alle mit Handschlag: die Aufnahmeleiterin, die Kameraleute, die Beleuchter, die Tonleute und die Kabelträger. Er merkte, dass man hinter seinem Rücken über ihn lächelte, aber es war ihm egal. Ein junger Mann zog ein dünnes Kabel unter Monsieur Hofmanns Jackett hindurch und klipste ihm ein winziges Mikrofon ans Revers. Dann bat Valerie ihn, auf einem der beiden Sessel Platz zu nehmen, die in der Mitte des Studios aufgebaut waren. Sie selbst setzte sich auf den anderen, schlug die Beine übereinander und schaute auf den Monitor, der vor ihnen auf dem Boden stand. Es liefen gerade die letzten Szenen des Films, den sie und ihr Team über Monsieur Hofmann gedreht hatten.

«Noch eine Minute», rief eine Männerstimme aus der Dunkelheit des Studios. Und kurz darauf: «Ruhe, bitte! Noch dreißig Sekunden.»

Mademoiselle Blanche saß auf dem Sofa ihrer kleinen Wohnung in Belleville und schaute auf den Fernseher. Sie hatte überlegt, ein paar Freundinnen für diesen Abend einzuladen, war dann aber zu dem Entschluss gekommen, sich die Sendung alleine anzuschauen. Unwillkürlich musste sie lächeln, als Georges nun direkt in die Studiokamera schaute. Und fast hätte sie die Hand gehoben, um ihm zuzuwinken. Sie fand, dass er gut aussah,

und sie war stolz auf ihn. Unter all den Männern, die ihr Avancen gemacht hatten, hatte sie ausgerechnet diesen dünnen, kleinen Mann erwählt, um mit ihm ihr Leben zu verbringen. Und sie hatte es bis heute nicht bereut.

«Gerade noch haben wir Sie auf den Straßen von Belleville gesehen», sagte Valerie, «jetzt begrüßen wir Sie als Gast in unserem Studio. Und mit Ihnen begrüßen wir unsere Zuschauer in Frankreich und in Deutschland. Wie geht es Ihnen, Monsieur Hofmann?»

«Gut, danke. Ich bin ein bisschen nervös.»

«Eine sehr persönliche Frage gleich zu Beginn: Sind Sie ein glücklicher Mensch?»

«Ich bin zufrieden, ja. Man sagt, das Alter sei nichts für Feiglinge. Aber noch bin ich gesund. Und manchmal bin ich auch glücklich.»

«Sie tragen keinen typisch französischen Namen. Ich nehme an, Sie stammen aus dem Elsass oder aus Lothringen?»

Mademoiselle Blanche hielt den Atem an. Sie sah, wie Georges mit sich kämpfte.

«Nein, weder noch.»

«Sondern?», fragte Valerie.

Er zögerte lange, bis die Redakteurin schließlich nachhakte: «Möchten Sie, dass wir über etwas anderes reden?»

«Nein. Es ist nur so, dass ich noch nie mit jemandem darüber gesprochen habe. Ich war Deutscher.»

Mademoiselle Blanche atmete durch. Die Bombe war geplatzt. Jetzt gab es kein Zurück mehr.

«Sie waren Deutscher?»

«Ja.»

«Aber jetzt sind Sie Franzose?»

Georges nickte.

«Warum haben Sie Deutschland verlassen?»

«Bis ich zwölf war, habe ich in Frankfurt gelebt.»

«Heißt das, Sie und Ihre Eltern haben während des Krieges das Land gewechselt?»

«Nein, ich bin ohne meine Eltern gekommen. Nachbarn haben mich nachts bis zur Grenze gebracht. Dort haben mich Freunde meines Vaters in Empfang genommen. Ich habe auf einem Bauernhof in der Picardie gelebt. Erst nach dem Krieg bin ich nach Paris gekommen.»

«Und Ihre Eltern?»

Georges' Gesicht wirkte für einen Moment wie versteinert. Er senkte den Blick und schaute mit leeren Augen vor sich auf den Boden. Er schüttelte den Kopf.

«Ich weiß es nicht.»

«Sie wissen es nicht?»

«Nein, ich habe nie wieder von ihnen gehört.»

Valerie war sichtlich irritiert. Man merkte ihr an, dass das Gespräch in eine Richtung lief, mit der sie selbst nicht gerechnet hatte. Nun war sie es, die lange überlegte, bis sie die nächste Frage stellte.

«Monsieur Hofmann, sind Sie Jude?»

«Meine Eltern waren Juden.»

«Also sind auch Sie Jude.»

«Ja. Ja, ich bin Jude.»

«Und Sie haben nie in Erfahrung bringen können, was aus Ihren Eltern geworden ist?»

«Ich wollte es nicht wissen. Ich habe versucht, sie zu vergessen. Ich habe mehr als sechzig Jahre versucht zu vergessen, dass ich Jude bin und dass ich Eltern hatte.»

Valerie schaute ihren Studiogast fassungslos an. «Aber Sie ahnen es. Sie ahnen, was mit Ihren Eltern geschehen ist, nicht wahr?»

Georges nickte und schwieg.

«Und das hat Sie nicht interessiert?»

Nun schüttelte er den Kopf und lächelte sie an. «Nein, das ist es nicht», sagte er. «Das verstehen Sie nicht. Ich glaube nicht, dass Sie das verstehen können.»

«Dann versuchen Sie bitte, es uns zu erklären.»

«Meine Eltern haben mich belogen. Sie haben gesagt, sie würden Verwandte besuchen. Sie haben mich verlassen. So habe ich das gesehen. Sie haben mich weggeschickt.»

«Und Ihnen damit wahrscheinlich das Leben gerettet.»

«Ja.»

«Aber statt ihnen dankbar zu sein, haben Sie versucht, Ihre Eltern zu vergessen.»

«Ja. So war es. Ich wollte weder etwas von den Juden, noch wollte ich etwas von den Nazis wissen. Ich wollte ein normales Leben führen. Ich war ein Kind, und ich wollte genauso leben wie all die französischen Kinder in meiner Umgebung. Das kann man falsch finden, aber so war es.»

«Sprechen Sie noch gelegentlich deutsch?»

«Früher, wenn deutsche Touristen in unsere Revue kamen, habe ich mit ihnen deutsch gesprochen. Jetzt gibt es nur noch wenige Gelegenheiten. Aber ich lese noch immer gerne in Grimms Märchen. Manchmal auch in den Eichendorff-Gedichten. Und ...»

«Und?»

«Und ich höre Schuberts Lieder.»

«Waren Sie jemals wieder in Deutschland?»

Georges reagierte ungewöhnlich heftig: «Nein, nie. Niemals würde ich dieses Land wieder betreten.»

«Aber Ihnen ist schon klar, dass sich in Deutschland vieles geändert hat.»

«Ja. Natürlich. Ich bin nicht dumm. Trotzdem.»

«Und über all das haben Sie in dieser langen Zeit mit niemandem geredet?»

«Nein, nie, außer ... außer mit meiner Frau.»

Mademoiselle Blanche stutzte. Sie starrte auf den Bildschirm. Für einen Moment wusste sie nicht, wen Ge-

orges damit meinte. Erst dann begriff sie, dass sie selbst es war, die er gerade zum ersten Mal als seine Frau bezeichnet hatte.

Auch Valerie reagierte verwundert: «Davon haben Sie mir gar nichts erzählt. Ich wusste nicht, dass Sie verheiratet sind.»

«Wir sind nicht verheiratet. Wir leben in verschiedenen Wohnungen. Trotzdem ist sie meine Frau. Und meine Geliebte.»

«Das haben Sie schön gesagt. Trotzdem: Warum haben Sie sich entschlossen, nun doch über Ihre Herkunft zu sprechen?»

«Ich glaube, es liegt an Ihnen.»

«An mir?»

«Nein, nicht an Ihnen persönlich, aber am Fernsehen. Es ist, als würde man zu allen und zu keinem sprechen.»

«Und warum nach all den Jahren gerade jetzt?»

Er dachte nach. Dann antwortete er mit großer Bestimmtheit: «Weil man ja doch nicht vergessen kann.»

«Was meinen Sie damit?»

«Ich meine, dass man es versuchen kann, aber es geht nicht. Man kann nicht vergessen. Das ist es, was ich sagen wollte.»

Das rote Licht der Kamera war kaum erloschen, als die Tür des Studios geöffnet wurde. Der Redaktionsleiter stürmte herein, kam auf Monsieur Hofmann zu und reichte ihm beide Hände: «Das war großartig, mein Herr. Ich bewundere Ihren Mut. Sehr authentisch, sehr ehrlich. Meinen Glückwunsch!»

Dann legte er seine Rechte auf Valeries Schulter: «Ein Glanzstück, meine Liebe, brillante Gesprächsführung. Das ist die Sorte Journalismus, die wir brauchen.»

Monsieur Hofmann begriff nichts von dem, was der Mann sagte. Er war erschöpft. Zugleich war er aufge-

dreht. Er wünschte sich, neben Mademoiselle Blanche im Sessel zu sitzen, ihre Hand zu halten und zu schweigen. Gerne hätte er jetzt mit ihr zusammen eine Flasche Rotwein getrunken. Er nahm seinen Strohhut, setzte ihn auf und bat darum, dass man ihm ein Taxi rufe.

«Ich begleite Sie zum Ausgang», sagte Valerie.

Während sie nebeneinander hergingen, redete sie unentwegt auf ihn ein.

«Was ist mit Ihnen?», fragte Monsieur Hofmann.

«Was soll mit mir sein?»

«Sie sind heute anders. So ... verrückt.»

Sie blieb stehen und schaute ihn an: «Merkt man mir das wirklich an?»

«Entschuldigen Sie, vergessen Sie, was ich gesagt habe, ich wollte nicht indiskret sein.»

«Nein, ist schon in Ordnung. Ich bin wirklich ein wenig verrückt», sagte sie. Und nach einer kurzen Pause: «Ich habe mich getrennt.»

«Von Ihrem Mann?»

Sie lachte: «Nein, nur von Monsieur Arsch. Es ist alles in Ordnung. Eigentlich geht es mir sogar richtig gut.»

Der alte Mann hob die Brauen. Er wusste nicht, was er noch hätte sagen sollen.

Sie standen bereits am Rand der Straße, um auf das Taxi zu warten, als sie jemanden rufen hörten.

«Monsieur Hofmann ... Sind Sie Monsieur Hofmann?»

Der Pförtner war aus seiner Loge gekommen und winkte ihm zu: «Hier ist jemand am Telefon für Sie. Man sagt, es sei dringend.»

Monsieur Hofmann folgte dem Mann, der ihm den Hörer reichte. Dann meldete er sich mit seinem vollen Namen.

«Ja», sagte er, «der bin ich ... Ja, das ist richtig.» Dann hörte er schweigend zu.

Nach einer Weile nahm er den Hörer vom Ohr und bat den Pförtner um etwas zum Schreiben. Als er den Stift entgegennahm, zitterte seine Hand. Er kritzelte etwas aufs Papier, dann legte er den Hörer auf die Gabel.

«Jetzt muss ich Ihnen dieselbe Frage stellen, die Sie mir gestellt haben», sagte Valerie. «Was ist mit Ihnen los? Sie sind mit einem Mal ganz blass geworden.»

«Es war eine Frau.»

«Und? Was wollte sie? Kannten Sie die Frau?»

«Nein. Sie sagt, sie habe einen Brief für mich. Nein, keinen Brief, sondern einen Umschlag, einen alten, dicken Umschlag. Sie will ihn mir nicht schicken. Sie sagt, ich soll ihn mir abholen.»

«Eine Verrückte?»

«Nein», erwiderte Monsieur Hofmann mit großer Bestimmtheit. «Sie klang sehr vernünftig. Sie sagt, der Umschlag stamme von meinem Vater.»

Valerie konnte ihre Überraschung nicht verbergen: «Von Ihrem Vater?»

«Ja. Sie sagt, auf dem Umschlag stehe mein Name, der Name meines Vaters und das Wort Auschwitz.»

Drei

Das Taxi hielt vor dem Eingang des Studios an; Valerie gab dem Fahrer zehn Euro und schickte ihn wieder fort. Plötzlich legte sie großen Wert darauf, Monsieur Hofmann mit ihrem Wagen nach Hause zu bringen. Auf der Fahrt versuchte sie, mehr über den Anruf der fremden Frau zu erfahren. Aber er hatte bereits alles gesagt, was er wusste.

«Hat sie erzählt, wie sie in den Besitz des Umschlags gekommen ist?»

«Nein.»

«Kannte sie Ihren Vater?»

«Davon hat sie nichts gesagt.»

«Hat sie ihren Namen genannt?»

«Natürlich. Sie heißt Christine Delaunay.»

«Sagt Ihnen der Name etwas?»

«Nein.»

«Warum hat sie sich erst jetzt bei Ihnen gemeldet?»

«Ich weiß es nicht.»

Als sie an der Place Nadaud angekommen waren, redete Valerie immer weiter auf ihn ein. Obwohl er müde war, wäre es ihm unhöflich vorgekommen, einfach auszusteigen. Schließlich sah er keine andere Möglichkeit, als sie auf ein Glas Wein in seine Wohnung einzuladen.

Er bat sie, die Flasche zu öffnen, während er nach nebenan ging, um den großen Michelin-Atlas zu holen. Nebeneinander saßen sie am Wohnzimmer Tisch und suchten den Ort, den die Frau ihm genannt hatte. Er hieß Savigny und lag etwa sechzig Kilometer westlich von Paris im Wald von Rambouillet. «Fahren Sie ganz durch das Dorf hindurch», hatte die Frau gesagt, «dann biegen Sie links ab in eine kleine Straße. Die Straße endet an einem See. Fahren Sie rechts in den Waldweg, bis es nicht mehr weitergeht. Dort steht mein Haus.»

«Wann sind Sie mit ihr verabredet?»

«Sie sagt, ich könne morgen im Laufe des Tages kommen, egal wann. Sie sei immer zu Hause.»

«Soll ich Sie hinbringen? Wollen wir gemeinsam dorthin fahren?»

«Das würden Sie machen?»

«Ja. Und ich würde gerne ein Kamerateam mitnehmen, um die Übergabe des Umschlags zu filmen.»

«Das ist die Bedingung?», fragte er.

Sie lächelte: «Das ist die Bedingung.»

Er überlegte einen Moment, dann stimmte er zu. Alle anderen Möglichkeiten, an diesen Ort zu gelangen, wären entweder zu umständlich oder zu teuer gewesen.

Valerie machte keine Anstalten, den Abend zu beenden. Während Monsieur Hofmann noch immer an seinem ersten Glas Wein nippte, hatte sie den Rest der Flasche bereits ausgetrunken.

«Sie sollten Ihren Wagen lieber stehen lassen», sagte der alte Mann. «Vielleicht ist es besser, Sie bleiben heute Nacht hier. Ich hole Ihnen eine Decke und einen Schlafanzug, dann können Sie sich auf das Sofa legen.»

Ohne zu widersprechen, nahm sie das Angebot an. Als Monsieur Hofmann zehn Minuten später aus dem Badezimmer kam, schlief sie bereits fest.

Am nächsten Mittag verließen sie die Nationalstraße 10 und fuhren in den Wald von Rambouillet. Mit jedem weiteren Kilometer wurden die Straßen und Orte kleiner. Fast hätten sie das Hinweisschild nach Savigny übersehen. Nach fünf Minuten erreichten sie das Dorf, das nur aus wenigen Häusern bestand, von deren Bewohnern keiner zu sehen war. Am Ende der Straße entdeckten sie einen Peugeot Kombi mit der Aufschrift des Fernsehensenders.

«Das Team wartet schon auf uns», sagte Valerie.

Sie blendete kurz auf, zum Zeichen, dass ihre beiden Kollegen ihnen folgen sollten, dann fuhr sie langsam an dem Wagen vorbei.

«Da ist der See, von dem Madame Delaunay gesprochen hat», sagte Monsieur Hofmann.

Sie bogen nach rechts in einen schmalen, geschotterten Waldweg. Valerie machte eine Bewegung mit dem Kopf: «Da ... das muss es sein.»

Sie hielten vor einer hohen Mauer aus Naturstein, in die ein großes Gittertor eingelassen war. Hinter der Mauer sah man die Kronen einiger alter Laubbäume. Valerie stieg aus, um das Tor zu öffnen.

«Meine Güte, das ist kein Haus, das ist ja ein Château!»

Sie fuhren über einen langen gepflasterten Weg, der sie direkt auf das Gebäude zu führte. Nun sah es auch Monsieur Hofmann. Am Ende des Weges lag ein kleines Jagdschloss, dessen Fassade fast vollständig von wildem Wein überwuchert war. Eine Doppeltreppe führte hinauf zur Eingangstür.

«Das Beste wird sein, wenn Sie die Dame vorwarnen.»

«Vorwarnen?», fragte Monsieur Hofmann.

Valerie ging um den Wagen herum und öffnete die Beifahrertür. «Dass Sie das Fernsehen mitgebracht haben», sagte sie.

Der alte Mann stieg aus und machte ein paar Schritte auf das Haus zu. Dann schaute er sich noch einmal um. Valerie nickte ihm zu. Er stieg die Treppen hinauf und drückte auf den Klingelknopf. Fast unverzüglich wurde die Tür geöffnet. Vor ihm stand eine junge Frau in einer Kittelschürze.

«Madame Delaunay?», fragte er.

Die Frau lachte. «Nein, ich bin nur die Hausangestellte. Madame erwartet Sie bereits.»

Sie durchquerten die Eingangshalle und betraten einen spärlich möblierten Salon. Auf der anderen Seite des Raumes sah man eine geöffnete Tür, die ins Freie führte. Monsieur Hofmann folgte dem Hausmädchen auf die riesige Terrasse, die im hellen Licht der Mittagssonne lag. Dann sah er Christine Delaunay. Sie saß unter einem Sonnenschirm. Er schätzte sie auf Ende sechzig, Anfang siebzig, etwa im gleichen Alter wie er selbst, vielleicht ein paar Jahre jünger. Ihre Haare waren frisch frisiert, sie trug ein auberginefarbenedes Kleid und über den Schultern eine helle Stola. Neben ihr auf dem kleinen Tisch standen zwei frische Kaffeetassen und eine Schale mit Gebäck. Madame Delaunay saß in einem elektrischen Rollstuhl.

Sie lächelte Monsieur Hofmann an und zeigte auf den freien Stuhl. «Kommen Sie, nehmen Sie Platz. Ich habe mich auf Ihren Besuch gefreut.»

«Ich habe noch jemanden mitgebracht», sagte er.

Sie sah ihn fragend an.

«Das Fernsehen. Sie wollten dabei sein. Ich hoffe, es stört Sie nicht.»

Madame Delaunay schien einen Augenblick zu überlegen. Dann wandte sie sich an das Hausmädchen: «Claudine, zeig den Herrschaften bitte den Weg.»

Während die Fernsehleute ihre Geräte aufbauten, begann Christine Delaunay ihren Besucher auszufragen.

«Sie haben wirklich ein Revuetheater betrieben?»

«Ja, das habe ich. Fast vierzig Jahre lang.»

«Und es sind dort Tänzerinnen und Sänger aufgetreten?»

«Jeden Abend.»

«Auch solche, die man kennt?»

«Auch solche.»

«Charles Trenet ... kannten Sie ihn?»

«Ja. Aber es war nur ein kleines Cabaret, wissen Sie. Wenn jemand berühmt war, konnten wir ihn nicht mehr bezahlen.»

Doch damit gab sich die alte Dame nicht zufrieden. Ihre Augen leuchteten. Ihr Interesse war geweckt. Sie nannte Namen und wollte Einzelheiten wissen.

«Also kannten Sie Trenet?»

«Ja. Wenn er einen Auftritt im *Olympia* oder im *Bobino* hatte, kam er manchmal hinterher mit ein paar Freunden zu uns.»

«Wussten Sie, dass er noch bis vor kurzem gelebt hat? Man hat seine Urne in Narbonne beigesetzt, im Grab seiner Mutter.»

«Nein, das wusste ich nicht.»

«Und Brassens? Kam er auch?»

«Ja, gelegentlich. Einmal ist er mit Léo Ferré bei uns aufgetreten. Sie wollten keine Gage für ihren Auftritt haben. Sie ließen hinterher einen Hut herumgehen, um Geld für die streikenden Arbeiter bei Renault zu sammeln.»

«Ferré hatte einen Affen, nicht wahr?»

«Ja, eine Schimpansin. Wie hieß sie noch? Ich habe es vergessen.»

«Sie hieß Pépée.»

«Ja. Pépée!», sagte Monsieur Hofmann.

Er war erstaunt. Es schien keine Geschichte über die Chansoniers der letzten siebzig Jahre zu geben, die Christine Delaunay nicht kannte. Sie wusste, dass Jacques Brel als Fünfundzwanzigjähriger seine Frau und die drei Töchter verlassen hatte, um nach Paris zu gehen. Sie wusste, dass die Mutter von Barbara eine Jüdin aus Odessa war und dass Brassens im Krieg als Zwangsarbeiter in einer deutschen Flugzeugfabrik gearbeitet hatte. Eine Frage allerdings schien sie mehr zu interessieren als alles andere.

«Und die Piaf?», fragte sie mit kaum verhohlener Neugier. «Haben Sie auch die Piaf getroffen?»

Monsieur Hofmann schüttelte den Kopf. «Nein. Ein gemeinsamer Freund wollte uns bekannt machen. Aber es war zu spät. Sie starb, bevor es dazu kam. So blieb mir nichts anderes, als zu ihrem Begräbnis zu gehen.»

«Sie waren dabei, als Edith Piaf beerdigt wurde?»

«Ja, warum verwundert Sie das?»

«Aber dann hätten wir uns ja treffen müssen. Ich war ebenfalls dort.»

Monsieur Hofmann schaute seine Gastgeberin ungläubig an. «Aber es waren an diesem Tag vierzigtausend Menschen auf dem Père Lachaise. Wie hätten wir uns da treffen sollen?»

Jetzt sah er, dass sie lächelte.

«Es war ein Scherz», sagte sie. «Ich wollte nur sehen, ob Sie die Wahrheit sagen.»

Monsieur Hofmann mochte die alte Dame. Sie hatte höfliche Umgangsformen, sie konnte mit einem Fremden plaudern, ohne dass peinliche Pausen entstanden, und sie konnte scherzen, ohne ihr Gegenüber zu verletzen. Wie er selbst schien sie noch ganz dem alten Jahrhundert anzugehören.

Offensichtlich hatte Madame Delaunay beschlossen, das Fernseheteam vollständig zu ignorieren. Sie hatte weder Valerie noch die beiden Männer begrüßt, sie hatte ihnen nichts zu trinken angeboten, sie hatte sie bis zu diesem Moment nicht mal eines Blickes gewürdigt.

So war es Valerie, die jetzt versuchte, auf sich aufmerksam zu machen. Sie hatte die Hand gehoben und schaute Christine Delaunay an.

«Wir sind so weit», sagte sie. «Wir können anfangen zu drehen. Wenn Sie jetzt so freundlich wären, uns zu berichten, was es mit dem Umschlag für Monsieur Hofmann auf sich hat.»

Die alte Frau nickte. «Gut. Das Fernsehen ist so weit. Aber das Fernsehen wird sich einen Moment gedulden müssen. Bevor ich Ihnen den Umschlag gebe, werde ich eine Geschichte erzählen. Sie dauert nicht lang. Alles, was Sie jetzt hören, habe ich von meinem Vater erfahren. Er hat es mir erzählt, als ich noch fast ein Kind war.»

Christine Delaunay griff nach ihrer Kaffeetasse, führte sie zum Mund, setzte sie aber wieder ab, ohne getrunken zu haben. Dann begann sie mit ihrem Bericht.

«Als mein Vater von den Deutschen verhaftet wurde, war er ein kräftiger Mann von Mitte dreißig. Er war Sportler; er hat gerudert und Tennis gespielt. Mein Vater kam aus einer wohlhabenden Familie. Uns allen ging es gut – dieses Haus hier war sein Elternhaus. Nach seiner Verhaftung brachte man ihn ins Lager Drancy, weil er Geld für die Résistance gesammelt hatte. Er war verraten worden von jemandem, den er für seinen Freund gehalten hatte. Schon zwei Wochen später wurde er in einem Eisenbahnwaggon nach Auschwitz gebracht. Es war einer der letzten Konvois, die das Lager in Richtung Osten verließen», erklärte sie und schloss dann die Augen.

«Da mein Vater sowohl französisch als auch polnisch, aber auch deutsch und ein wenig ungarisch sprach, schickte man ihn nicht wie die meisten anderen sofort ins Gas, sondern setzte ihn als Dolmetscher ein. Es ging ihm besser als den meisten anderen Häftlingen, und immerhin hat er überlebt. Aber als er zurückkam, war er eine lebende Leiche. Man hat ihn zugrunde gerichtet. Weniger durch das, was man ihm angetan hat, als durch das, was er mitansehen musste.

Dann ist die Rote Armee nach Westen vorgerückt; die Zustände im Lager wurden immer chaotischer. Jetzt hatte es die SS eilig. Sie wollten die Spuren verwischen. Sie haben die Krematorien abgebaut und sie in andere La-

ger geschafft. Im Januar 1945 haben sie Auschwitz geräumt. Die Gefangenen wurden nach Westen getrieben. Zurück blieben nur die, die zu krank oder zu schwach waren. Und die, die sich um die Kranken kümmerten.»

Erst jetzt öffnete Christine Delaunay wieder die Augen. Ihr Gesicht hatte sich verändert. Sie war blass und wirkte noch schmalere als zuvor. Nun wandte sie sich wieder an Georges Hofmann.

«In diesen letzten Tagen lernten sich unsere Väter kennen. Ihr Vater hat als Häftling im Krankenbau gearbeitet. Dort hatte er sich bei einem der Patienten angesteckt. Er litt unter Fieber und schwerem Durchfall und wurde von Stunde zu Stunde schwächer. Er wusste, dass er nicht überleben würde. Als die Rotarmisten Auschwitz bereits erreicht hatten, starb er.»

Christine Delaunay beugte sich nach vorne und griff unter den Tisch. Sie zog einen dicken braunen Umschlag hervor und streckte ihn Georges Hofmann entgegen.

«Das hier hat er meinem Vater gegeben. Er hat ihn gebeten, es Ihnen auszuhändigen, wenn es ihm irgendwann gelingen sollte, Sie ausfindig zu machen. Das ist alles, was ich weiß. Ich habe keine Ahnung, was sich in dem Umschlag befindet.»

Reflexartig hatte Georges Hofmann den Umschlag an sich genommen, hielt ihn jetzt aber in den Händen wie einen ganz und gar fremden Gegenstand, wie etwas, das ihn nichts anging.

«Und meine Mutter?», fragte er mit einer Stimme, die so leise war, dass man sie kaum verstand.

«Ihre Eltern waren zunächst im Ghetto von Lodz. Später hat man sie nach Auschwitz gebracht. Gleich nach der Ankunft sind sie getrennt worden; Ihr Vater hat Ihre Mutter nie wiedergesehen.»

Georges Hofmann nickte. Nichts von dem, was er gehört hatte, überraschte ihn wirklich. Er hatte sich all die

Jahrzehnte dagegen gewehrt, über das Schicksal seiner Eltern nachzudenken. Aber jetzt war es, als habe er die Wahrheit immer gewusst.

«Und was ist aus Ihrem Vater geworden?», fragte er.

«Zwei Jahre lang hat mein Vater kein einziges Wort gesagt. Er war stumm wie ein Fisch. Dann hat er geredet, geredet, geredet. Anschließend ist er wieder in sein Schweigen verfallen.»

«Er lebt nicht mehr?»

«Nein. Meine Eltern sind 1960 bei einem Autounfall ums Leben gekommen. Wir waren auf dem Weg in die Bretagne, als ein Wagen mit Urlaubern uns die Vorfahrt genommen hat. Seitdem», sagte sie und tippte mit beiden Händen auf die Armlehnen ihres Rollstuhls, «brauche ich dieses Ding hier.»

Monsieur Hofmann starrte auf das braune Päckchen. Er merkte, dass seine Hände zitterten. Er las seinen Namen, der mit brauner Tinte auf die Vorderseite geschrieben war. Dann drehte er den Umschlag um. Dort stand in der gleichen Schrift: Arthur Hofmann, Auschwitz.

Valerie kramte in ihrer Handtasche, dann hielt sie ihm ein kleines Taschenmesser hin. Er schaute sie an, dann schüttelte er den Kopf. «Nein», sagte er. «Bitte machen Sie das!»

Valerie wartete, bis die Kamera neu eingerichtet war, dann nahm sie den Umschlag, legte ihn auf den Tisch und schlitze ihn mit einer raschen Bewegung auf. Kurz darauf hielt sie ein dickes, in Wachspapier eingeschlagenes Bündel in der Hand, das sie an Monsieur Hofmann weitergab.

Der alte Mann war nervös. Vorsichtig, als könne eine Gefahr von dem noch immer unbekanntem Inhalt des Päckchens ausgehen, faltete er das Wachspapier auseinander. Vor ihm lag ein Stapel vergilbten Papiers. Die ersten Seiten waren leer. Dann gab es solche, die bis an die

Ränder mit einer kleinen Handschrift bedeckt waren. Er versuchte, die Schrift zu entziffern. Aber obwohl er die Buchstaben und Zahlen lesen konnte, verstand er nichts von dem, was dort stand. Es war eine sinnlose Aneinanderreihung von Zeichen. Er schaute Valerie an, aber auch sie schüttelte den Kopf. Sie wirkte enttäuscht.

Monsieur Hofmann hob den Stapel an und drehte ihn um. Vier Worte standen dort, diesmal in einer großen, geschwungenen Schrift, vier Worte, die er sofort verstand, denn es war die Sprache seiner Kindheit.

«*Das Geheimnis einer Sommernacht*», sagte er auf Deutsch. Dann schaute er lächelnd in die Runde.

Die anderen sahen ihn ratlos an.

Flüchtig blätterte er nun den Stapel loser Blätter durch. Sie waren mit Noten bedeckt.

«Es ist eine Partitur», sagte er. «Die Partitur einer kleinen Operette. Und das ist ihr Titel: *Das Geheimnis einer Sommernacht*.»

Noch immer lächelte er.

«Was heißt das?», fragte Valerie. «Ich habe nie von einer Operette gehört, die so heißt.»

«Nein», erwiderte Monsieur Hofmann, «Sie können nichts davon gehört haben. Niemand hat bisher davon gehört.»

«Heißt das, Ihr Vater hat sie komponiert?»

Der Alte schüttelte den Kopf.

«Nein», sagte er. «Es ist eine Operette von Jacques Offenbach.»

Valerie schaute ihn zweifelnd an. Sie wartete, dass Georges Hofmann weitersprach, aber er saß nur da und genoss seine Freude – seine Freude über das, was er in den Händen hielt.

«Pardon, Monsieur, aber es gibt kein Werk von Jacques Offenbach mit diesem Titel.»

«Wie Sie sehen, gibt es eins. Mein Vater hat Offenbachs Musik über alles geliebt. Wo auch immer er hin kam, hat er in Archiven, Bibliotheken und Antiquariaten gestöbert, um irgendeine Handschrift des Komponisten, die Erstausgabe einer Partitur oder auch nur einen alten Programmzettel zu finden. Eines Abends, es war wohl schon während des Krieges, kam er nach Hause. Er war auf einem seiner Streifzüge gewesen. Ich habe ihn selten so glücklich gesehen. Er hatte bei einem Trödler dieses Manuskript gefunden; und er hat sofort gesehen, dass es sich um die Handschrift Jacques Offenbachs handelte. <Es wird eine Zeit kommen, da man diese Musik wieder spielen wird>, sagte er zu meiner Mutter und mir, <und dann werden wir bei der Uraufführung in der ersten Reihe sitzen.>»

Noch immer war Valeries Skepsis nicht völlig gewichen. Allerdings schien sie jetzt Witterung aufgenommen zu haben.

«Aber das würde bedeuten, dass er das Manuskript mit ins Lager genommen hat und dass er es dort während der ganzen Zeit hat verstecken können. Ich bezweifle, dass so etwas möglich war.»

Jetzt schaltete sich Christine Delaunay ein. Zum ersten Mal sprach sie Valerie direkt an: «Sie haben keine Ahnung, meine Liebe. Zum Glück richtet sich die Wirklichkeit nicht danach, was man im Fernsehen für möglich oder für unmöglich hält. Aber hätten Sie sich auch nur ein wenig mit der Geschichte der Lager beschäftigt, dann wüssten Sie, dass es dort alles gab. Es gab Bordelle; es wurden Kinder geboren; und manchmal hat jemand überlebt, der schon unter einem Berg von Leichen gelegen hatte. Verstehen Sie: Es gab wirklich alles.»

Valerie blickte zu Boden. Offensichtlich hatte sie die Schärfe in Madame Delaunays Ton überrascht. Ihr nächster Einwand kam bereits deutlich kleinlauter.

«Aber was, wenn es sich bei dem Manuskript um eine Fälschung handelt?», fragte sie.

«Nein», sagte Monsieur Hofmann, «dafür kannte sich mein Vater zu gut aus. Auf eine Fälschung wäre er niemals hereingefallen.»

«Aber ist Ihnen klar, was das hieße? Wenn die Partitur wirklich echt ist, dann wäre das eine Sensation. Dann würden Sie einen riesigen Schatz in Händen halten. Dann wären Sie ab sofort ein reicher Mann.»

Der Alte schaute sie an, als begriffe er ihre Worte nicht.

«Eine neuentdeckte Operette von Jacques Offenbach wäre wahrscheinlich Millionen wert. Die Musikverleger würden sich um die Rechte reißen. Ein solches Werk, wenn es denn etwas taugt, würde in der ganzen Welt gespielt.»

Monsieur Hofmann hatte keine finanziellen Sorgen, und er hatte nie darüber nachgedacht, was er tun würde, wenn er mit einem Mal wirklich reich wäre. Es war eher ein Gedanke, der ihn beunruhigte.

«Es freut mich, dass mein Vater diese Blätter hat retten können», sagte er. «Dass er sie bei sich haben konnte, dort, wo er war.»

«Würden Sie mir das Manuskript für einen Tag überlassen?», fragte Valerie. «Ich würde es gerne einem Freund zeigen, der viel von Musik versteht.»

«Was für einem Freund?»

«Er ist Pianist. Ich habe Ihnen von ihm erzählt.»

Monsieur Hofmann hob die Augenbrauen: «Sie meinen ... Monsieur Arsch?»

Valerie lachte: «Ja», sagte sie, «den meine ich.»

Die Nachricht schlug ein wie eine Bombe. Bereits am nächsten Tag brachten sämtliche Agenturen die Meldung von der wiederentdeckten Operette des weltbe-

rühmten Komponisten. Der Fernsehsender *arte* zeigte noch am selben Abend in einer Sondersendung den kleinen Film, den Valeries Team in Savigny gedreht hatte. Die Telefone in der Redaktion läuteten unentwegt. Es meldeten sich Journalisten und Theaterleute. Fünf Musikverlage gaben ihr Interesse kund, die Rechte am *Geheimnis einer Sommernacht* zu vertreten.

Valerie wurde von sämtlichen Aufgaben freigestellt, um die Geschichte der verlorengeglauten Partitur weiterzurecherchieren. Wieder bat sie Monsieur Hofmann um ein Treffen, dem dieser widerstrebend, aber freundlich wie immer zustimmte.

Sie saß bereits im *Journal* an der Place Nadaud und wartete auf den alten Herrn. Als er zur Tür hereinkam, stand sie auf, um ihn zu begrüßen. Sie streckte ihm beide Hände entgegen.

«Ist es nicht phantastisch ... Es ist, wie Sie gesagt haben; das Manuskript ist echt. Und Sie werden in Kürze berühmt sein.»

In ihrem Überschwang schien sie nicht zu bemerken, dass Monsieur Hofmann ihre Hochstimmung keineswegs teilte. Aber auch bei ihm hatten sich nach der Sendung zahlreiche Anrufer gemeldet. Und bereits am Morgen hatte ihm eine Fotografin vor seiner Haustür aufgelauret und ihn gebeten, mit ihr auf den Friedhof Montmartre zu fahren, wo er vor dem Grab Jacques Offenbachs für sie posieren sollte.

Er setzte sich auf die Bank neben Valerie, behielt aber seinen Strohhut auf, als wolle er damit zeigen, dass er nicht daran interessiert war, dieses Treffen länger als nötig auszudehnen.

«Sie glauben also inzwischen auch, dass es sich nicht um eine Fälschung handelt?», fragte er.

«Ja. Als wir aus Savigny zurück waren, habe ich sofort Victor angerufen, Sie wissen schon, meinen Monsieur ...»

«Ich weiß.»

«Seine Frau ist Musikwissenschaftlerin. Ich habe mir einen Termin bei ihr geben lassen und sie gestern Morgen im Institut besucht.»

«Sie haben *was* gemacht? Sie waren bei der Frau des Mannes, dessen Geliebte Sie bis vor zwei Tagen waren? Und hat die Frau gewusst, mit wem sie spricht?»

«Nein, natürlich nicht», erwiderte Valerie.

Monsieur Hofmann nickte und schwieg.

«Wir sind sofort ins Musikarchiv der Bibliothèque Nationale gefahren und haben das Manuskript mit den dort lagernden Handschriften verglichen. Es besteht keinerlei Zweifel an der Echtheit. Es handelt sich um eine frühe Operette Jacques Offenbachs.»

«Ich habe einen Fehler gemacht», sagte Monsieur Hofmann unvermittelt.

Valerie sah ihn erstaunt an.

«Ich hätte mich niemals auf Sie einlassen sollen.»

«Aber wieso nicht? Alles läuft doch prächtig. Kommen Sie, lassen Sie uns darauf anstoßen; ich lade Sie zu einem Glas Champagner ein.»

«Es rufen mich Leute an, denen ich nie meine Nummer gegeben habe. Ich stehe nicht im Telefonbuch; trotzdem werde ich belästigt. Kollegen von Ihnen lungern vor meiner Wohnung herum. Selbst hier in der Bar ist bereits nach mir gefragt worden.»

«Aber freuen Sie sich denn gar nicht? So oder so, Ihr Leben wird sich ändern. Sie können jetzt nicht mehr so tun, als sei nichts geschehen.»

«Genau das werde ich aber tun.»

«Ich fürchte, das wird nicht möglich sein.»

«Was soll das heißen?»

«Wir haben viele Anfragen erhalten, man will mit Ihnen verhandeln. Ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen. Ich möchte Sie einladen zu einer Reise.»

«Zu was für einer Reise?»

«Ich möchte, dass wir beide nach Frankfurt fahren, um dort ein paar Nachforschungen anzustellen. Wir könnten die Gelegenheit nutzen, um einige deutsche Musikverleger zu treffen, die sich bereits bei mir gemeldet haben. Wir könnten schon morgen früh ...»

«Nein!»

Erschrocken sah Valerie Monsieur Hofmann an. Noch nie hatte sie eine solche Schärfe in seiner Stimme wahrgenommen. Dennoch wollte sie noch einen zaghaften Versuch unternehmen, ihn umzustimmen.

«Aber würde es Ihnen denn keine Freude machen, die Orte Ihrer Kindheit wiederzusehen ...»

«Ich habe gesagt: Nein! Es kommt überhaupt nicht in Frage, und ich bitte Sie, dieses Thema nicht noch einmal anzusprechen!»

Valerie tat, als sei sie enttäuscht. Sie schwieg einen Moment, dann wagte sie einen neuen Vorstoß.

«Und was, wenn ich alleine fahren würde?»

«Bitte sehr. Auch wenn ich Ihren Wunsch nicht verstehe. Aber abhalten kann ich Sie wahrscheinlich doch nicht.»

«Dann müssten Sie mir allerdings das Manuskript noch eine Weile überlassen.»

«Warum machen Sie sich nicht einfach eine Kopie?»

«Es wäre besser, ich könnte die Handschrift mitnehmen. Einer der Interessenten hat bereits betont, dass er das Original sehen will, um es auf seine Echtheit zu prüfen.»

Monsieur Hofmann überlegte. «Gut», sagte er schließlich widerstrebend. «Nehmen Sie es mit; aber

passen Sie gut darauf auf. Es ist das einzige Andenken an meinen Vater, das ich habe.»

Valerie war aufgestanden. Jetzt beugte sie sich über seinen Kopf, nahm ihm den Strohhut ab und gab ihm einen Kuss auf die Stirn.

«Sie sind ein Schatz», sagte sie. «Ich werde morgen den ersten Zug nehmen. Ich werde Sie regelmäßig von unterwegs anrufen und Sie auf dem Laufenden halten.»

«Ja», sagte er. «Das ist zu befürchten.»

[...]